

Alter Geiger im Wald

Autor(en): **Anacker, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 14

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So wird der Abelbauer Herr auf dem großen und unverschuldeten Broischhofe. Er kehrt nicht mehr auf den Steinerhof zurück, läßt vom Lois seine paar Häbseligkeiten aus dem Ausgedinghäusl holen, schickt denen im Haupthause nur kurzen, fargen Bescheid. Schon am nächsten Tage kommt der Schwiegersohn selbst herauf. Bringt einen alten Rock, behauptet, den habe der Lois vergessen, ist kriecherisch demütig. Der Abelbauer sieht ihn kaum an, hat viel zu tun. Und wie der Kriecher geht, sagt der Abelbauer ihm hart und klar: „'s ist besser, du bleibst, wo du immer bist, und ich, wo ich bin! Wo keine Liebe ist, braucht es auch keine Besuche zu geben!“ Wendet sich und läßt den Sepp stehen.

Da liegt Arbeit, wunderbare, lang entbehrte Arbeit! Und ein Hof gehört ihm! Er segnet das Andenken des Toten; und er segnet das neue Leben. Er arbeitet, daß ihm das Wasser von der Stirn tropft; er holt sie ein, die vielen toten, leeren Monate der Ausgedingzeit. „Der frißt die Arbeit!“ lachen die Knechte und Mägde. Der Lois allein versteht ihn ganz. Bauer Abel gerät in gute Nachblüte. Wie ein Vierzigjähriger schafft er. Wer würde ihm ansehen, daß er jemals im Ausgeding war?

Die auf dem Steinerhofe geben keine Ruhe. Die Stieftochter kommt; zahm und lieb tut sie und schmeichelt wie eine Kaze. Ihr wird harter Empfang. Aber sie läßt sich das Wiederkommen nicht verleiden. Dreimal noch stürmt sie das Herz, dem das ihrige sich nie kindlich warm aufgetan hat. Bis es dem Bauer zu bunt wird. „Sag' einmal, glaubst du, ich merke es nicht, daß du nur wegen Erbschleicherei zu mir kommst? Es ist besser, du bleibst dort auf dem Hof, der deinem Mann gehört, und läßt mich in Frieden!“ Sie quetscht Tränen. Aber der Bauer sagt angeekelt: „Geh', sei nicht falsch.“ So bekommt er endlich seine Ruhe. Die vom Steinerhofe wagen keine Besuche mehr. —

Drei Jahre währt diese Ruhe. Da bekommen die beiden auf dem Steinerhofe endlich den lang ersehnten Sohn. Nun geht der Sepp doch wieder zum Abelbauer. Er trifft ihn mitten auf dem Hofe, wo die Knechte eben Arbeitsweijung bekommen. Verjüngt, stark, straff, froh steht der Abelbauer, fast nicht zu erkennen. Der Sepp schiebt sich heran, erzählt. „Und bei der Taufe mußt du dabei sein, Vater! Es wäre eine Schande vor den Leuten, wenn du nicht kämst!“ Bittet und bettelt, schaut ihn von untenher an wie ein verprügelter Schulbub.

Der Abelbauer steht und sagt: „Nun — es sind schon viele Kinder geboren worden, bei deren Taufe die Verwandtschaft nicht dabei war!“

„Aber du kommst, gelt?“ schmeichelt der Sepp. Vom Hause her ruft man den Bauer. Der sagt ungeduldig zu dem zäh Bittenden: „Gut halt, ich komme!“ Aber er fordert den Sepp nicht auf, ins Haus zu treten.

Trotzdem geht der stolz und hoffnungsfreudig. Wirft noch einen liebevollen Blick auf den Broischhof, den ihnen der Alte ja doch einmal hinterlassen muß.

Am Tage der Taufe — ein heftiger Regen strömt — fährt ein gelber Landwagen beim Steinerhofe vor. Das Zelt Dach überdeckt ihn vollends. Gleich tritt der Sepp, der schon lange gelauert hat, aus der Tür, schmunzelt erwartungsfroh, denn ein tüchtiges Taufgeschenk wird man doch von dem reichen Manne erwarten dürfen.

Schiebt sich der Abelbauer unter dem Zelt Dach hervor. Blüht ordentlich sein rotes, gesundes Gesicht über dem Lodenfragen, und er lächelt breit und hell. Dann langt er in den Wagen hinein und sagt strahlend und jung zu dem hocheerstaunt Dastehenden:

„So — und das habe ich Euch mitgebracht! Da: meine Frau und mein Kind! Ich habe vor anderthalb Jahren geheiratet!“

Alter Geiger im Wald.

Durch die grünen Hallen kam ein Klang
Schluchzend weich,
Der von Wipfel sich zu Wipfel schwang,
Süße Stimme aus dem ewigen Reich.
Still an einen Buchenstamm gelehnt,
Lauschte ich;
Und ein Aufblüh'n, schmerzlich und verfehnt,
Sob die Schwingen und berauschte mich . . .

Einen alten Geiger sah ich stehen,
Andachtsstumm die Fiedel unterm Kinn;
Sah sein weißes Haar im Winde wehen,
Fühlte seines Liedes letzten Sinn:
Meine eigene Jugend, früh vergreift,
Meine eigene Jugend, glutverdorrt,
Und von steh'nden Träumen scheu umkreift,
Sah im Spiele ich verbluten dort.

Tränen flossen über meine Wangen —
 Ach, was soll mir Ruhe und Besitz!
 Aufgewühltes, wildes Fernverlangen
 Traf mich wie ein sommerlicher Blitz.
 Wandrer einst wie du — ward ich zum Siedler;

Schwere schlug mich tief in ihren Bann —
 Lehr' mich wieder, waldumrauschter Fiedler,
 Daß auch meine Seele,
 Frei von Fehle,
 Wie die frunknen Amseln singen kann!

Heinrich Unader.

An Heines Grab.

Von Otto Zinniker.

In dem herrlichen ausgedehnten Park, der rings das Hotel in Cherbouurg umgab, geriet ich in so muntere Laune und schwand der gestrige Abschiedstag so weit zurück, daß ich hätte jauchzen und singen mögen. Und wie ich so ging, der schönen Stunde ganz hingegeben, da fielen mir auf einmal jene Verse ein, die ich vor Wochen irgendwo gelesen und nach denen ich gestern vergeblich gesucht hatte; jene paar Verse von Heinrich Heine, in denen er alles sagt, was meine Schwester und mich beim gestrigen Abschied betraf:

Wenn zwei von einander scheiden,
 so geben sie sich die Händ',
 und fangen an zu weinen,
 und seufzen ohne End'.
 Wir haben nicht geweinet,
 wir seufzten nicht Weh und Ach!
 Die Tränen und die Seufzer,
 die kamen hintennach.

Ich fühlte wieder, wie schlicht, wie fein, wie meisterhaft die Wahrheit treffend das gemacht war; spielerisch hingeworfen gleichsam und doch gemeißelt für immer, wie nur eben er, der dort in Paris, es konnte. Es meldete sich noch mehr im Schlendern, noch mehr von ihm; das eine rief dem andern. Ich rezitierte mich gleichsam in jene seltsame Heinesche Atmosphäre hinein, die bald von düsterer Schwermut und bald von witziger, unbändiger Ironie überfließt. Das erste fügte sich zum schon entschwundenen Gestern, das zweite legte sich zum frohen Heute, zum übermütig leuchtenden Dezembertag. So war es Heinrich Heines riesengroßer Schatten, der mir zuerst begegnete, als ich Frankreichs Boden betrat. Und ich beschloß, ihm zu folgen, nach Paris zu gehen und auf dem Montmartre des Dichters Grab zu besuchen.

Der Tag nach meiner Ankunft in Paris war ein Sonntag im Dezember. Und mein erster Besuch galt Heines Grab. Aber es eilte mir nicht; denn auf den Friedhof geht man am Abend, wenn die Gedanken müde sind und nur noch die Gefühle walten, die Tote aufzuwecken vermögen. Ein untergehender Dezembertag,

wenn in den Straßen der Stadt der Nebel braut und der Montmartre noch im Lichte steht, das ist die richtige Zeit, das gibt die rechte Stimmung dazu.

Im Parke von Cherbouurg war es nicht das erstemal, daß ich den Wunsch verspürte, an Heines Grab zu gehen. Er reicht viel weiter zurück; er reicht zurück in jene Zeit, da ich Gedrucktes nicht nur zu lesen, sondern auch zu verstehen begann. Neben der Geschichte des Burenkrieges, neben Schillers „Wilhelm Tell“ und dem „Don Carlos“ waren es bald die berühmten und noch lange nicht abgegriffenen Schulbuchballaden von Ludwig Uhland und Heinrich Heine, die mir einen unauslöschlichen, das ganze spätere Leben bestimmenden Eindruck machten. An „Belsazer“ fühlte ich zum ersten Mal, daß Poesie etwas Besonderes, etwas Großartiges, Feiertägliches, ja Heiliges sei. Der schreckliche König, die feige Schar der Knechte, die goldenen Becher voll feurigen Weins, die Magier, die Rache, die ganze orientalische Pracht und der Schauer hatten es mir angetan. An dieser Ballade, an dieser knappen, mit Farbe und Blut gefüllten und bis zur höchsten Gewalt gesteigerten Sprache, an diesem Wechsel von Lärm und Leichenstille, von allmählichem Aufklackern und plötzlichem Verlöschen spürte ich auch bewußt zum erstenmal die wunderbare Schönheit einer künstlerischen Form. Es war die reinste und herrlichste Verehrung, die ich jemals einem Dichter zollte. Der Lehrer erzählte uns von Heines Leben, seinem Exil in Paris, seinem langen, qualvollen Siechtum und dem schließlichen erlösenden Tod; er erzählte uns, wie Heinrich Heine auf dem Krankenlager das Tieffste und Ergreifendste schrieb, wie er in seinen letzten Tagen behütet war von einer Frau, die ihn liebte wegen seiner Kunst. — Was Wunder, daß in uns jung Begeisterten der Wunsch aufkeimte, das Grab eines solchen Dichters dereinst zu besuchen!

Heute wurde mein Wunsch erfüllt.

Im Borggefühl einer feierlichen Andacht zog